

PERTEMUAN 07

ANALISIS KURZGESCHICHTE

DAHINTER

Bisher hatte ich Museen gehaßt. Nachdem mein Vater mich als Schüler mindestens ein- bis zweimal monatlich an diese Orte der Kultur und der Bildung mitgeschleppt hatte, schwor ich mir, als Erwachsener ohne Not niemals ein Museum zu betreten. Doch jetzt hatte mich eine Not-situation ereilt: Maria hatte mich nach neunjähriger Ehe verlassen, ganz einfach sitzengelassen, nachdem sie einen anderen, „viel feinfühligere“ Mann kennengelernt hatte.

Da saß ich nun und wußte in meiner Freizeit nichts mit mir anzufangen. Einfach nur in der Wohnung herumlungern wollte ich nicht, und so begann ich, an öffentlichen Veranstaltungen teilzunehmen, Ausstellungen, Opern und Schauspiele zu besuchen — vor allem aber, durch Museen zu wandern. Vielleicht hoffte ich insgeheim, bei diesen Gelegenheiten eine neue Partnerin zu finden. Möglicherweise begann nun der Spruch zu wirken, den mein Vater mir gegenüber so oft wiederholt hatte: „Junge, wenn Sorgen dich quälen, geh ins Museum, dort wirst du sie vergessen.“ Die Ehe meiner Eltern war damals nicht glücklich gewesen, später besserte es sich.

Mitte Mai fand die bekannte „Lange Nacht der Museen“ in D. statt. Sie hatten bis Mitternacht geöffnet, Eintritt frei, und alljährlich nutzten erstaunlich viele Besucher dieses

Angebot. Nachdem ich mir an diesem Abend an etlichen Stätten der Kultur die Füße plattgelaufen hatte, landete ich schließlich nach 23 Uhr im „Haus der Kunst“, wo vor kurzem die Sonderausstellung „Arkadien und das Goldene Zeitalter“ eröffnet worden war. Von Müdigkeit überfallen, zog ich mich in ein Seiten-Kabinett zurück, setzte mich auf einen Stuhl und schloß die Augen. Als ich wieder erwachte, war Mitternacht längst vorbei.

Wie ich bei einem Rundgang durch die nur mit Notlampen beleuchteten Säle feststellen mußte, hatte man mich bei der Schließung des Museums anscheinend übersehen. Ich war die einzige Seele hier, gefangen in dem großen Tempel der Kunst, und genötigt, bis zum kommenden Vormittag auf meine Befreiung zu warten.

Jetzt war ich hellwach und konnte mich unmöglich zum Schlafen hinlegen. Am ehesten würde ich jetzt wohl zur Ruhe finden, wenn ich mich einfach irgendwo hinsetzte und eines der Bilder betrachtete.

So ließ ich mich in dem Saal, in dem ich mich soeben befand, in einem der bequemen Ledersessel nieder und betrachtete das Gemälde, das vor mir an der Wand hing. Durch die hohen Fenster beschien der Vollmond geradewegs dieses Bild, so daß ich die Einzelheiten auch ohne Raumbelichtung gut erkennen konnte. Auf dem schweren vergoldeten Rahmen stand der Name Jacopo Zucchi.

In einer bergigen, von Bäumen, Büschen und Blumen üppig bewachsenen Landschaft erblickte ich etliche Men-

schen unterschiedlichen Alters, alle nackt und schön; gehend, stehend, sitzend, liegend, meist in Gruppen: Sie hielten Blumen oder Früchte in der Hand, tanzten oder waren zärtlich zueinander, Mütter stillten ihre Babys. Von Arbeit, Zwang, Unzufriedenheit

keine Spur, stattdessen überall Leichtigkeit, Lässigkeit, Freiheit, auch eine Spur Trägheit. Diese Menschen lebten, ganz einfach, ganz selbstverständlich; aber wußten sie auch, ging es mir durch den Sinn, wozu sie lebten, wofür, woraufhin? Über allem lag, so schien mir, trotz des allgegenwärtigen Spielerischen auch ein Hauch von Ernst, ja ich meinte sogar Langeweile herauszuspüren. Oder deutete ich das Bild einfach falsch, zu sehr von meinem eigenen Standpunkt des Aktivismus und der Unruhe aus? Vielleicht bedeutete das, was ich als Ernst wahrnahm, einfach nur das Erfühlen der inneren Harmonie, die sich nicht in überbordender Fröhlichkeit ausdrücken mußte; und was ich als Langeweile zu erkennen meinte, war stilles Genießen der Tiefe des Lebens.

Ohne daß ich es beabsichtigt hatte, war ich in Betrachtungen über das Gemälde und die Absichten des Malers versunken. Um die Details genauer zu sehen, stand ich auf und trat ganz dicht an das Bild heran. Mit einemmal war es mir, als bewege sich die im Hintergrund tanzende Gruppe tatsächlich im Kreis. Ich schrak zurück — stolperte — und landete auf meinem Hosenboden. Als ich mich erheben wollte, bemerkte ich, daß sich unter mir nicht etwa das Parkett des Kunstmuseums befand, sondern Gras. Ich sah mich um und erschrak, denn ich saß mitten in der Landschaft, die ich soeben auf dem Gemälde studiert hatte. Und ringsum erblickte ich all die Nackten,



Jacopo Zucchi „Der goldene Garten“

die ich im Bild gesehen hatte, und noch einige mehr, und sie wiederum hielten in ihren Bewegungen inne und schauten zu mir hin, als sei ich ein Wunderwesen, das plötzlich

in ihrer Welt erschienen sei. Und mußte mein unvermitteltes Erscheinen ihnen nicht in der Tat wie ein Wunder vorkommen?

Doch dieser Gedanke beschäftigte mich nur einen winzigen Moment lang. Mir ging jetzt vor allem die Frage durch den Kopf, was mit mir wohl geschehen sei. Ich zwackte mir kräftig in den Oberschenkel, um festzustellen, ob ich träumte — leider tat es richtig weh, anscheinend war ich also wach.

Was auch immer geschehen sein mochte: Ich mußte zusehen, wie ich mit der gegenwärtigen Situation klarkäme.

Die anderen näherten sich mir, Verwunderung, Neugierde und ein wenig Scheu sprachen aus ihren Gesichtern. Einige reichten mir Früchte, wohl um mir ihre friedlichen Absichten zu bekunden. Ich nahm die Gaben an, zog mich einige Schritte zurück, setzte mich auf einen Felsen und aß. Dabei beobachtete ich diese Menschen, die wiederum mich im Auge behielten, während sie sich ringsum lager-ten. Niemand sprach ein Wort.

Als sie gesättigt waren, kam ein junges Paar auf mich zu. Sie ergriff mich bei der rechten, er bei der linken Hand, und beide führten mich zu einem mir unbekanntem Ort; die anderen, etwa hundert Personen, folgten uns. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gegangen waren, immer noch

schweigend, langten wir in einem Tal an, dessen Boden sich sehr weich anfühlte; wie ich bald feststellte, bedeckte eine ungewöhnlich dicke Schicht Moos das Erdreich. Stauend sah ich, wie sich hier einer nach dem anderen einfach hinlegte und fast sofort einschlief. Offenbar hielt man Mittagsruhe. Das Paar, das mich begleitet hatte, forderte mich mit Gesten auf, es mir gemütlich zu machen, und kurz darauf war auch ich in tiefen Schlaf versunken.

Als ich aufwachte, war die Sonne schon ein gutes Stück weitergewandert; es mußte gegen 15 oder 16 Uhr sein. Um mich herum stand ein Dutzend Männer und Frauen und lachte mich an. Das junge Paar näherte sich mir. Beide wiesen auf meine Kleidung und zupften dann an ihrer Nase; wollten sie mir damit sagen, ich röche unangenehm, oder wollten sie wissen, was ich da am Körper trage, oder aber mir zu verstehen geben, dieses ihnen Unbekannte störe sie, und ich solle es ablegen? Ich ging von letzterem aus; und da das warme Klima ohnehin keine Hemden und Hosen erforderte, zog ich sie einfach aus. FKK hatte ich schon seit langem ausprobieren wollen. Meine Figur fand ich immerhin noch einigermaßen passabel, wenngleich der Bauch sich ein wenig zu weit vorwölbte.

Die ganze Gruppe brach auf, und ich folgte ihr. Nach wenigen Minuten langten wir bei einem Bergsee an. Alle sprangen hinein; einige schwammen bis zum anderen Ufer hin und wieder zurück, andere setzten oder stellten sich einfach ins Wasser, um die Kühle zu genießen, und die

Kinder bespritzten sich gegenseitig. Anschließend legten sich alle ins Gras und ließen sich von der Sonne trocknen. Mir fiel auf, daß ich seit meiner Ankunft an diesem Ort nicht ein einziges Wort gehört hatte; weder sprachen die anderen mit mir noch untereinander. Allmählich verfestigte sich mein Eindruck, diesen Menschen sei die Sprache gänzlich unbekannt; das einzige, was ich von ihnen hörte, waren Rufe der Freude, Lachen und ähnliche Äußerungen, die keiner Worte bedurften.

Bald darauf zogen wir weiter. Es ging sanft bergauf, und nach einem längeren Anstieg erreichten wir eine Hochebene, von der aus man einen phantastischen Ausblick in die fruchtbare Landschaft hatte. Wir setzten uns auf den Boden, den Blick auf den Horizont gerichtet, hinter dem langsam die Sonnenscheibe versank. Es war ein wunderbares Gefühl, hier in der Gemeinschaft zu sitzen und angesichts der überwältigenden Natur einfach zu schweigen. Ich bemerkte, wie die anderen, ein Lächeln auf dem Gesicht, nach und nach die Augen schlossen, sogar die Kleinsten. Auch meine Lider senkten sich herab. Außer dem leise säuselnden Wind ließ sich kein Ton vernehmen, nicht einmal Vogelstimmen. Ich fühlte die anderen um mich herum, und ich wußte, sie waren glücklich, glücklich aufgrund des harmonischen Lebens in der Gruppe. Und doch: durch ihre Harmonie, ihr Glück hindurch spürte ich eine leise Trauer heraus. Ich hatte den Eindruck, ihnen fehle etwas. Was nur konnte es sein? Vielleicht die Sprache? Anscheinend kamen sie, in ihrer naturhaften und doch wohl gesitteten Lebensweise, gut ohne sie aus. Sprache fördert die Kultur, doch sie birgt auch die Gefahr großer Mißverständnisse in sich. Dennoch: die reine Natur, so ahnte ich, genügte ihnen nicht.

Plötzlich wurde es hell, und ich hörte eine laute Stimme. Erschreckt öffnete ich die Augen. „Was machen Sie denn hier?“ rief der Museumswärter mir zu. Schweigend erhob ich mich aus dem Sessel.